



Leseprobe

Jeanette Winterson

Warum glücklich statt einfach nur normal?

ISBN (Buch): 978-3-446-24149-7

ISBN (E-Book): 978-3-446-24290-6

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-24149-7>

sowie im Buchhandel.

I

Das falsche Bettchen

Wenn meine Mutter böse auf mich war, was häufig vor-
kam, sagte sie: »Der Teufel hat uns ans falsche Bettchen ge-
führt.«

Die Vorstellung, wie sich Satan 1960 von Kaltem Krieg und
McCarthyismus eine Auszeit nimmt, um in Manchester vor-
beizuschauen – Zweck der Reise: Täuschung der Mrs Win-
terson –, hat etwas überzogen Theatralisches. Sie war ein
überzogen depressiver Mensch; eine Frau, die einen Revolver
in der Schublade mit den Putzlappen liegen hatte, und die
dazugehörigen Kugeln in einer Dose Möbelpolitur. Eine
Frau, die die ganze Nacht zum Kuchenbacken aufblieb, um
nicht mit meinem Vater in einem Bett schlafen zu müssen.
Eine Frau mit Prolaps, Schilddrüsenleiden, vergrößertem
Herzen, offenem Bein und zwei Paar Zahnprothesen – matt
für Werkstage, glänzend für Sonn- und Feiertage.

Ich weiß nicht, warum sie keine Kinder bekam/bekommen
konnte. Ich weiß, dass sie mich adoptierte, weil sie eine
Freundin wollte (sie hatte keine) und weil ich wie ein Leucht-
signal war, das hinausgeschickt wurde in die Welt, um zu
sagen, hier bin ich – das Kreuz markiert die Stelle.

Sie hasste es, ein Niemand zu sein, und wie alle Kinder, ob
nun adoptiert oder nicht, musste ich etwas von ihrem unge-
lebten Leben ausleben. Das tun wir für unsere Eltern – im
Grunde haben wir keine Wahl.

Sie lebte noch, als 1985 mein erster Roman, *Orangen sind*

nicht die einzige Frucht, herauskam. Er ist halb-autobiografisch, und erzählt die Geschichte eines jungen Mädchens, das von einem Pflingstler-Elternpaar adoptiert wird. Das Mädchen soll später Missionarin werden. Stattdessen verliebt es sich in eine Frau. Große Katastrophe. Das Mädchen zieht von zu Hause aus, schafft es an die Universität Oxford, kehrt nach Hause zurück und stellt fest, dass ihre Mutter ein Radio gebaut hat und das Evangelium ausstrahlt. Die Mutter hat einen Spitznamen – sie heißt »Licht der Heiden«.

So beginnt der Roman: *»Wie die meisten Menschen lebte ich lange bei meiner Mutter und meinem Vater. Mein Vater liebte es, sich Ringkämpfe anzusehen, meine Mutter liebte es, sie auszutragen; egal gegen wen.«*

Den Großteil meines Lebens habe ich ohne Handschuhe gekämpft. Wer am härtesten zuschlägt, der gewinnt. Als Kind wurde ich geschlagen, und ich lernte früh, niemals zu weinen. Wenn ich nachts ausgesperrt wurde, saß ich auf den Stufen vor dem Haus, bis der Milchmann kam, trank beide Flaschen aus, ließ sie stehen, um meine Mutter zu ärgern, und ging zur Schule.

Wir sind immer zu Fuß gegangen. Wir hatten kein Auto und kein Busgeld. Für mich waren das durchschnittlich acht Kilometer pro Tag: drei Kilometer zur Schule hin und zurück; fünf Kilometer zur Kirche hin und zurück.

Kirche war jeden Abend außer donnerstags.

In *Orangen* habe ich über einige dieser Dinge geschrieben, und als das Buch herauskam, schickte mir meine Mutter in ihrer makellosen, gestochen scharfen Handschrift einen wütenden Brief und verlangte ein Telefonat.

Wir hatten uns mehrere Jahre nicht gesehen. Ich war aus

Oxford weggezogen, baute mir langsam ein Leben auf und hatte *Orangen* ziemlich früh geschrieben – bei der Veröffentlichung war ich fünfundzwanzig.

Ich ging in eine Telefonzelle – ich hatte kein Telefon. Sie ging in eine Telefonzelle – sie hatte kein Telefon.

Den Anweisungen folgend wählte ich Vorwahl und Nummer von Accrington, und da war sie – wer braucht schon so etwas wie Skype? Durch ihre Stimme hindurch konnte ich sie sehen, und während sie sprach, nahm sie vor mir Gestalt an.

Sie war eine kräftige Frau, hochgewachsen und an die 125 Kilo schwer. Orthopädische Strümpfe, flache Sandalen, Polyesterkleid und Nylonkopftuch. Sie wird Puder aufgetragen haben (immer schön gepflegt), aber keinen Lippenstift (Flittchenalarm).

Sie füllte die Telefonzelle aus. Sie sprengte den Rahmen, sie war überlebensgroß. Sie war wie einem Märchen entsprungen, wo die Größenverhältnisse ungefähr und schwankend sind. Sie ragte in die Höhe. Sie expandierte. Erst später, viel später, zu spät, begriff ich, wie klein sie sich selbst vorkam. Das Baby, das niemand auf den Arm nahm. Das unausgetragene Kind, das noch immer in ihr war.

Doch an jenem Tag wurde sie auf die Schultern ihrer eigenen Empörung gehoben. Sie sagte: »Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich ein Buch unter falschem Namen bestellen müssen.«

Ich versuchte zu erklären, was ich mir damit erhofft hatte. Beim Schreiben bin ich ehrgeizig – ich sehe keinen Sinn darin, irgendetwas zu sein; ja auch nur irgendetwas, wenn man dabei keinen Ehrgeiz hat. 1985 war nicht die Zeit der Memoiren – jedenfalls saß ich nicht an meinen. Ich versuchte mich von der überholten Vorstellung zu lösen, dass Frauen

immer nur über ihre »Erfahrungen« schreiben – ihren vertrauten Radius –, während Männer weit ausholen und draufloserzählen – die große Leinwand, das Experiment mit der Form. Henry James hat uns keinen Gefallen getan, indem er sagte, Jane Austen habe auf vier Zoll Elfenbein geschrieben – das heißt, winzig kleine Beobachtungen notiert. Etwa dasselbe sagte man über Emily Dickinson und Virginia Woolf. So etwas ärgerte mich. Warum konnte man nicht Erfahrung und Experiment zusammenbringen? Warum nicht Beobachtung *und* Fantasie? Warum sollte eine Frau sich durch jemanden oder etwas einschränken lassen? Warum sollte eine Frau keinen literarischen Ehrgeiz haben? Oder Ehrgeiz überhaupt?

Davon wollte Mrs Winterson nichts wissen. Für sie waren Schriftsteller durch die Bank weg sexsüchtige Bohemiens, die gegen die Regeln verstießen und nicht arbeiten gingen. Bücher waren in unserem Haus verboten – warum, erkläre ich später –, dass ich also selbst eins geschrieben hatte und einen Verlag dafür gefunden und einen Preis damit gewonnen hatte ... und dass ich nun in einer Telefonzelle stand und ihr einen Vortrag hielt über Literatur, eine Polemik über Feminismus ...

Es piept – mehr Geld in den Schlitz – und während ihre Stimme kommt und geht wie die Gezeiten, denke ich: »Warum bist du nicht stolz auf mich?«

Es piept – mehr Geld in den Schlitz – und wieder hat man mich ausgesperrt, und ich sitze auf den Stufen vor dem Haus. Es ist sehr kalt, ich habe mir eine Zeitung unter den Hintern geschoben und mich in meinen Dufflecoat verkrochen. Eine Frau kommt vorbei, eine Bekannte. Sie reicht mir eine Tüte Pommes. Sie weiß, wie meine Mutter gestrickt ist.

In unserem Haus brennt Licht. Dad hat Nachtschicht, also kann sie ins Bett gehen, aber sie wird nicht schlafen. Sie wird bis zum Morgengrauen in der Bibel lesen, und wenn Dad nach Hause kommt, wird er mich reinlassen, und er wird nichts sagen, und sie wird nichts sagen, und wir werden so tun, als wäre es normal, sein Kind die ganze Nacht auszusperren, und als wäre es normal, nie mit seinem Mann zu schlafen. Und als wäre es normal, zwei Paar Zahnprothesen zu haben und einen Revolver in der Putzklappenschublade ...

Noch immer stehen wir in unseren jeweiligen Telefonzellen und telefonieren. Sie sagt mir, mein Erfolg sei des Teufels, des Hüters des falschen Bettchens. Sie wirft mir vor, in dem Roman meinen richtigen Namen benutzt zu haben – wenn es eine erfundene Geschichte ist, warum heißt die Hauptfigur dann Jeanette?

Warum?

Ich kann mich an keine Zeit erinnern, da ich nicht meine Geschichte gegen ihre aufstellte. Von Anfang an sicherte das mein Überleben. Adoptierte Kinder erfinden sich selbst, es geht nicht anders; gleich zu Beginn unseres Lebens herrscht ein Mangel, eine Leere, ein Fragezeichen. Ein entscheidender Teil unserer Geschichte ist einfach ausgelöscht worden, und zwar gewaltsam wie eine Bombe, die in der Gebärmutter platzt.

Das Baby platzt in eine unbekannt Welt, die nur durch irgendeine Form von Geschichte begreiflich wird – natürlich leben wir alle so, es ist die Geschichte unseres Lebens, doch die Adoption setzt einen in der Geschichte ab, nachdem sie schon begonnen hat. Es ist wie ein Buch, bei dem die ersten Seiten fehlen. Es ist, als käme man in den Saal, wenn der

Vorhang schon oben ist. Das Gefühl, dass irgendetwas fehlt, verlässt einen nie – kann ja auch gar nicht, und soll ja auch gar nicht, denn es fehlt ja tatsächlich etwas.

An sich ist das noch nichts Schlimmes. Der fehlende Teil, die fehlende Vergangenheit muss keine Leere, sie kann auch eine Öffnung sein. Sie kann sowohl Eingang als auch Ausgang darstellen. Sie ist das fossile Zeugnis, die Prägung eines anderen Lebens, und auch wenn man dieses Leben niemals haben kann, zeichnet man die Stellen nach, wo es vielleicht hätte stattfinden können, und man lernt eine Art Blindenschrift.

Dort befinden sich Markierungen, aufgeworfen wie Striemen. Lies sie. Lies den Schmerz. Schreib sie neu. Schreib den Schmerz neu.

Aus diesem Grund bin ich Schriftstellerin – ich sage nicht »beschloss ich, zu werden« oder »wurde ich«. Es war kein Willensakt, nicht einmal eine bewusste Entscheidung. Um nicht im engmaschigen Netz von Mrs Wintersons Geschichte zu landen, musste ich in der Lage sein, meine eigene zu erzählen. Teils Fiktion, teils Fakt, so ist das Leben. Und es ist immer eine Verhüllungsgeschichte. Schreibend habe ich mir meinen Fluchtweg gebahnt.

Sie sagte: »Aber es ist doch gar nicht wahr, dass ...«

Wahrheit? Wir haben es hier mit einer Frau zu tun, die sich Mäuse im Haus als Ektoplasma erklärte.

In Accrington, Grafschaft Lancashire, stand ein Reihenhäuser – diese Häuser nannten wir »two-up two-down«: zwei Zimmer unten, zwei Zimmer oben. Zu dritt lebten wir sechzehn Jahre lang in diesem Haus. Meine Version habe ich geschildert – wahrheitsgetreu und erfunden, akkurat und falsch erinnert, zeitlich gemischt. Ich schilderte mich als Heldin einer typischen Schiffbruchsgeschichte. Es war ein Schiff-

bruch, und es hatte mich an die Küste der Menschheit geworfen, die mir alles andere als menschlich vorkam.

Und wenn ich an die Verhüllungsgeschichte denke, die das Buch *Orangen* darstellt, stimmt mich wohl am traurigsten, dass ich eine Geschichte geschrieben habe, mit der ich leben konnte. Die andere war zu schmerzhaft. Die andere hätte ich nicht überlebt.

Oft fragt man mich, bitte ankreuzen, was an den *Orangen* »wahr« ist und was nicht. Ob ich wirklich in einer Leichenhalle gearbeitet hätte. Ob ich einen Eiswagen gefahren hätte. Ob wir ein Kirchenzelt gehabt hätten. Ob sich Mrs Winter-son ihren eigenen CD-Funk gebaut hätte. Ob sie wirklich mit einer Steinschleuder auf streunende Katzen geschossen hätte.

Solche Fragen kann ich nicht beantworten. Ich kann sagen, dass es in den *Orangen* eine Figur namens Zeugnis-Elsie gibt, die sich um die kleine Jeanette kümmert und eine Pufferzone gegen die Wu(ch)t der Mutter bildet.

Ich habe sie mit reingenommen, weil ich es nicht hätte ertragen können, sie wegzulassen. Ich habe sie mit reingenommen, weil ich mir gewünscht hätte, es wäre wirklich so gewesen. Einsame Kinder denken sich bekanntlich ihre Spielge-fährten aus.

Eine Elsie gab es nicht. Es gab niemand Vergleichbares. Die Dinge waren sehr viel einsamer bestellt.

Den Großteil meiner Schulzeit brachte ich damit zu, in den Pausen auf dem Geländer vor der Schule zu sitzen. Ich war kein beliebtes oder liebenswertes Kind; zu widerborstig, zu zornig, zu eindringlich, zu eigentümlich. Die ständigen Kirchgänge waren Freundschaften nicht förderlich, und in

Schulsituationen stechen Außenseiter immer heraus. DER SOMMER IST DAHIN, UND UNS IST KEINE HILFE GEKOMMEN – mit diesem Spruch bestickte ich meinen Turnbeutel und war damit leicht zu erkennen.

Aber selbst wenn ich mal eine Freundschaft schloss, sorgte ich dafür, dass sie gleich wieder auseinander ging ...

Wenn mich jemand mochte, wartete ich, bis sie ihre Reserve aufgab, und teilte ihr dann mit, dass ich keine Lust mehr hätte, ihre Freundin zu sein. Ich beobachtete ihre Verwirrung und Unruhe. Die Tränen. Dann rannte ich weg, triumphierend, Herr der Lage, und sehr bald versickerten Triumph und Beherrschung, und dann weinte ich ausgiebig, weil ich mich wieder nach draußen, auf die Stufen vor dem Haus versetzt hatte, wo ich doch eigentlich gar nicht sein wollte.

Adoption ist draußen. Man agiert aus, wie es sich anfühlt, außen vor zu sein. Und das tut man, indem man versucht, anderen anzutun, was einem selbst angetan wurde. Es ist einem unmöglich zu glauben, man werde um seiner selbst willen geliebt.

Ich habe nie geglaubt, dass meine Eltern mich geliebt haben. Ich habe versucht, sie zu lieben, aber es ging nicht. Ich habe lange gebraucht, um zu lernen, wie man liebt – sowohl zu geben als auch zu nehmen. Ich habe obsessiv über die Liebe geschrieben, forensisch, für meine Begriffe war und ist sie das wertvollste Gut. Natürlich liebte ich Gott, am Anfang, und Gott liebte mich. Immerhin. Und ich liebte Tiere und die Natur. Und Gedichte. Die Menschen waren das Problem. Wie liebt man einen anderen Menschen? Wie traut man einem anderen Menschen zu, einen selbst zu lieben?

Ich hatte keine Ahnung.

Ich dachte, Liebe ist gleich Verlust.

Warum ist das Maß der Liebe Verlust?

Das war der Anfangssatz eines meiner Romane – *Das Geschlecht der Kirsche* (1992). Ich stellte der Liebe nach, ich lockte die Liebe in die Falle, ich verlor die Liebe, ich sehnte mich nach der Liebe ...

Für jeden Menschen ist die Wahrheit eine sehr komplexe Sache. Für einen Schriftsteller ist das, was man weglässt, genauso aussagekräftig wie das, was man hinschreibt. Was liegt jenseits des Textstrands? Der Fotograf rahmt die Aufnahme ein; Schriftsteller rahmen ihre Welt ein.

Mrs Winterson hatte ihre Einwände gegen das, was da geschrieben stand, wogegen mir das Weggelassene vorkam wie der stumme Zwilling der Geschichte. So vieles ist unsagbar, weil es zu sehr wehtut. Wir hoffen, dass das Sagbare alles andere entschärft oder irgendwie beschwichtigt. Geschichten sind kompensatorisch. Die Welt ist unfair, ungerecht, unkenntlich, unbeherrschbar.

Wenn wir eine Geschichte erzählen, üben wir Kontrolle aus, aber so, dass eine Lücke, eine Öffnung bleibt. Es ist eine Version, aber nie die endgültige. Und vielleicht hoffen wir, dass das Schweigen von einem anderen Menschen gehört wird und dass die Geschichte sich fortsetzen und neu erzählen lässt.

Beim Schreiben stellen wir das Schweigen genauso heraus wie die Geschichte selbst. Wörter sind das, womit man dem Schweigen Ausdruck verleiht.

*

Mrs Winterson wäre es lieber gewesen, ich hätte geschwiegen. Erinnern Sie sich an die Geschichte von Philomela, der man nach ihrer Vergewaltigung die Zunge ausreißt, damit sie für immer schweigt?

Ich glaube an Fiktion und an die Macht der Erzählung, weil wir auf diese Weise in Zungen reden. Wir sind nicht zum Schweigen gebracht. Wenn wir zutiefst traumatisiert sind, stellen wir alle fest, dass wir stocken und stammeln; wir machen lange Sprechpausen. Das Ding steckt fest. Durch die Sprache anderer erlangen wir unsere Sprache zurück. Wir können uns dem Gedicht zuwenden. Wir können das Buch aufschlagen. Jemand ist schon an unserer Stelle dort gewesen und tief in die Wörter eingetaucht.

Ich brauchte Wörter, denn unglückliche Familien sind Verschwörungen des Schweigens. Wer das Schweigen bricht, dem wird niemals vergeben. Er oder sie muss lernen, sich selbst zu vergeben.